

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Mittwoch, 13. Januar

1932.

## Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin Merun hatte es auch an diesem Morgen nicht mehr im Bett geduldet. Sie war sonst keine Frühaufsteherin. Sah nach der Uhr. Jetzt schon nach der Josef Klingeln? Allein zog sie sich an. Die auf den Fußspitzen den Flur entlang bis zu Theres' Schlafzimmer. Klopste an. Erst leise, dann stärker. Als sie keine Antwort erhielt, durchfuhr sie ein Schreck. Sie würde sich doch nichts angetan haben? Drückte die Klinge herab, die Tür ging auf, das Bett war leer. Sofort stürzte sie hin, drückte ihre gespreizten Finger auf das Kissen, es war noch warm, also konnte sie noch nicht lange fort sein. Hinab lief sie ins Erdgeschloß durch alle Stockwerke. Stand dann da mit offenem Munde. Jäh kam ihr die Erkenntnis: Sie ist zu Egbert Niedenstein! ... Die Hunde! Sie fand sie im Zwinger. Nahm sie mit. Sehte einen Hut auf, griff zur Leine, band die Hunde fest. Eilte mit ihnen wieder in Theres' Schlafzimmer, drückte ihr Nachthemd Tell und Treff an die Nasen. „Sucht — verloren!“ ... Scharf zogen sie an der Leine, tief hielten sie die Köpfe. Die Hintertreppe ließen sie hinab, zu einer Seitenpforte für die Dienstboten. Die Tür war unverschlossen — also hatten die Hunde die richtige Witterung. Herrgott — wenn ...? Und dann war es möglich, sie stand plötzlich vor der Theres und Niedenstein! Auch das mußte ertragen werden! Vor allem galt es Klarheit zu schaffen! ... Böse Gedanken zuckten in ihr auf. Sie kannte sich so genau doch nicht in Egbert Niedenstein aus! Und die Tante Paulin hatte geschrieben, daß ihre Tochter das lange Warten auf den Mann reichlich nervös gemacht habe ... Wenn Egbert Niedenstein auf Raub ausging? Wenn er ihr dann honlachend sagte: So, nun habe ich meine Rachel! ... War das nicht gemein gedacht? ... Wenn er sich mit der Theres verlobte? War es Verzweiflung, die sie packte? Geraden Weges auf Meggelbronn liefen die Hunde an straffer Leine, die Nasen am Boden. Gott sei Dank, daß sie die hatte: „Sucht — verloren! ... Sucht — verloren!“ ... Kamilla Meruns Gesicht rötete sich. Das Blut jagte ihr stärker durch die Adern. Willenskraft kam über sie, die sie sich nie zugetraut hatte ... Oder war es Verzweiflung — Eifersucht? Sie legte sich darüber keine Rechenschaft ab. Nur vorwärts — vorwärts! ...

Egbert Niedenstein hatte die Empfindung, daß er nun seinen Verwalter genug dummes Zeug gefragt. Er hatte auch nur mit halbem Ohre auf die Antworten gehört. Sollte er hinüber reiten? Er konnte ja einfach draußlos galoppieren und dann höchstlich erstaunt tun, wenn er so nahe an die Baronesse herangekommen war, daß er unmöglich an ihr vorbeireiten konnte, ohne sie zu begrüßen ... Vielleicht wollte sie etwas von ihm! Es war doch nicht etwa im Schlosse ein Unglück geschehen? ... Ach was, Unsinn! Wäre das der Fall, wäre die Baronesse auch gleich auf ihn zuge laufen.

„Na ja! Hoffentlich hält sich das Wetter! Gut ist das Grummet geraten, ein Jammer, wenn wir es nicht trocken hereinbrächten!“

Warf den Apfelschimmel herum, tippte dabei mit dem rechten Zeigefinger an seine weiße Schirmmütze. Wollte

den Hang hinauf in kurzem Galopp, dann konnte er sich immer noch überlegen, ob er die Baronesse Höltilin sehen wollte oder nicht ...

Raum sprang das Pferd an, stand Luz Helmboldt auf den Beinen. Trat hinter einen Baumstamm. Abwarten wollte er, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Aber es war zu spät. Der Rittmeister hatte ihn schon entdeckt. Fluchte vor sich hin:

„Nun läuft mir der Kerl auch noch über den Weg!“

Im nächsten Augenblick stiegen ihm Zweifel auf, ob das Erscheinen des Fabrikanten hier zu so früher Stunde nur Zufall war. Natürlich.

Wenn er sich mit der Baronesse Höltilin verabredet, hätten sie sich sicher irgendwo im Walde getroffen. Also getan, als ob er ihn nicht gesehen — und nun auf das Mädel zu geritten! ... Wäre Kamilla dort hingeschlendert, tät er's nicht ... Er stellte sich erstaunt. Hielt mit kurzer Parade vor ihr.

„Baronesse — Sie hier? Morgenstunde hat Gold im Munde! Darf ich auf eine anregende Unterhaltung hoffen? Vorgestern abend, da oben, haben wir uns ja sehr nett die Meinung gesagt.“

Sie schüttelten sich die Hände. Theres Höltilin schob die Unterlippe vor.

„Nun spotten S' auch noch! ... Ich hab doch net denken können, daß Sie so früh auf waren.“

„Manchmal geh ich um diese Zeit erst zu Bett!“

„Das glaub ich Ihnen aufs Wort, Herr Rittmeister Niedenstein!“

„Keine Ehrenerklärung — ich fühl's!“

Sprang aus dem Sattel, lachte sie an.

Die Baronesse war um eine Antwort sehr verlegen. Und war doch hierhergekommen, um ihm ins Gewissen zu reden.

„Da haben S' recht. Ehrenerklärungen fallen anders aus!“ ... Und dann bligte sie ihn an. Raus mit der Sprache, was halt das! Zum Spaß war sie nicht hierhergekommen! „Glauben S' denn, ich würd' Ihnen net gern eine Ehrenerklärung abgeben?“

„Was soll ich tun, um Gnade vor Ihren zornigen Augen zu finden?“

„Vor allem net höhnen, Herr Rittmeister Niedenstein! Damit wollen S' ja nur verbergen, daß Sie innerlich ein ganz zerrissener Mensch sind!“

Jetzt ein ganz klein wenig entgegengekommen. Nur so weit, daß die Baronesse gezwungen wurde, weiter zu reden.

„Möglich!“

Die Hände schlug Theres Höltilin zusammen. Tat sehr erstaunt.

„Gott, daß Sie auch einmal etwas zugeben!“

Gereizt die Baronesse.

„In Ihren Augen bin ich doch „ein arg Schlimmer“ — „narrisch“! ... Entzückend haben Sie mir das gesagt! Mein Lebtag werd' ich's nicht vergessen!“

„Da hält ein vernünftiger Mensch Einkehr in sich!“

„Tu ich — schon wer weiß wie lange! Und hab' das Gefühl, ich bin nächstens zu einem Kniefall fähig!“



Jetzt eine neckische Antwort. Lachen bringt am besten über peinliche Lagen hinweg.

„Wenn man bloß wüßte, ob Sie das ernstlich meinen! Im Himmel ist mehr Freud' über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte!“

„Ich — Buße tun?“ stieß er unwillig heraus. Sein struppiger Schnurrbart zuckte.

„Guten Morgen, meine Herrschaften!“

Gummisohlen trugen seine Pirschstiefel. Lautlos war Luz Helmboldt herangekommen. Außerdem stand der Schimmel breit nach der Waldseite.

Die Köpfe fuhren herum.

„Mein Gott, haben Sie mich erschreckt! . . . Guten Morgen!“

Niedenstein reichte ihm sehr kühl die Hand. Luz Helmboldt machte sich seinen Reim. Er war hier sehr unwillkommen, hatte ein Stelldichein gestört. Das hatte er ja wollen. Machte ein ganz harmloses Gesicht.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen, Herr Rittmeister — wegen des Feisthirsches! Und da ich Sie hier oben stehen sah mit der Baronesse, wollte ich mir erlauben, auch Sie zu begrüßen!“

Theres Hölftin wurde ungnädig. Er sollte merken, daß er hier störte.

„Sie machen sehr früh Besuch, Herr Helmboldt!“

Gereizt die Stimmung, wie vorgestern Abend! Als die Baronesse auch von einem Stelldichein gekommen war? Er wurde also als Störenfried empfunden. Aber gehen jetzt? Nein — kämpfen! Und wenn es vergeblich war, wurde einige Zeit gewonnen. Hoffentlich nahm die Theres Hölftin seine Begleitung dann an.

„Unter Weidmännern . . . Landwirte pflegen übrigens in der Ernte früh auf den Beinen zu sein“ — warum sah die Baronesse den Rittmeister so spöttisch an? — „da ist man sicher, sie anzutreffen. Und der Feisthirsch . . .“

Niedenstein schlug mit der Hand durch die Luft. Nachgerade ging ihm das Feisthirschgerede über die Nerven. Er unterbrach Helmboldt:

„Ist vorläufig erledigt! Hab' ich Ihnen doch sagen lassen! Ruhe jetzt da oben, das ist das einzige Mittel, um ihn, hoffentlich, wieder auf seinen alten Wechsel zu bringen!“

Der Feisthirsch bist du, dachte Luz Helmboldt. Sicher willst du vor mir sein, um dich ungestört mit der Baronesse treffen zu können. Er sah sie an. Was machte sie für ein böses Gesicht? War sie dem Rittmeister verfallen? Nahm sie es überhaupt nicht genau? Der Gedanke war ihm noch nie gekommen, er erschreckte ihn so, daß er verwirrt wurde.

„Ja, da . . .“, was hatte denn sein Hund? Dessen Rückenhaare sträubten sich. Er knurrte leise. Alle drei fuhren herum . . .

Kamilla Merun konnte Treff und Tell an der Leine kaum halten. Sie rissen sie vorwärts. Die Leute auf den Wiesen sahen die Gräfin erstaunt an. Ein paar Mähmaschinen hörten sogar zu klappern auf. Sie achtete nicht darauf. Die Theres war in Gefahr! Der Gedanke hatte sich ganz fest in ihr eingebohrt. Sie mußte sie retten — vor Egbert Niedenstein! Daß sich im Hintergrunde ihres Herzens auch Eifersucht regte, merkte sie in ihrer Aufregung noch immer nicht . . . Die Hunde — beinahe wäre sie gestürzt! Die zogen jetzt so heftig. Die Theres mußte in der Nähe sein. Die Nasen hatten sie nicht mehr am Boden, sie witterten. Der Feldweg führte eine Geländewelle aufwärts, dann hatte sie einen weiten Blick, das wußte sie. Tell fing einmal an zu winseln. „Ruhe! . . . Sucht — verloren!“ . . . Wie dumm von ihr. Die Hunde zogen sie über die Geländewelle hinweg. Keine hundert Meter von ihr stand die Theres mit Egbert Niedenstein und Herrn Helmboldt. . . Und nun ging das Gebläff los. Tell und Treff rissen sie zu Boden, der Schreck war ihr ja so arg in die Glieder gefahren, die Leine mußte sie loslassen, die Tiere stürmten davon.

„Jessas — Jessas“, schrie die Baronesse und war doch so froh, daß ihre Kusine auf dem Feldweg lag. Rief ihr entgegen. „Ihr braven Hunderln, laßt mich in Ruh!“

Zurück — zurück!“ Hals der Gräfin aufstehen! Ein Blick traf sie, der der Theres ins Herz schnitt. Gelacht jetzt, gelacht. Damit die ganz böse Gesicht ein Ende nahm. „Dös rabiate Viechzeug!“ . . .

Niedensteins Gesicht war starr geworden. Noch nie hatte sich die Falte von der Nasenwurzel quer über die Stirn so tief eingegraben wie heute. Er fuhr Helmboldt an:

„Geben Sie auf Ihren Hund acht! Sonst gibt's die schönste Beikerei!“

Rief ihn stehen . . . Langsam ging er Kamilla Merun die letzten hundert Meter entgegen.

Gegen fünf Uhr früh stand Frau Helmboldt auf der kleinen Bahnstation zwischen Kassel und Marburg. Schon im Zuge hatte sie sich erkundigt, wie sie am besten in das abgelegene Dorf kommen konnte. Der Postautobus fuhr erst in fünf Stunden, zu gehen waren es reichlich sechs Kilometer. Warum den schönen Morgen nicht zu einem Marsch benutzen? Ihren Koffer gab sie in einem Gasthof gegenüber der Post ab mit der Bitte, ihn durch den Omnibus nach dem Dorfe befördern zu lassen. Drückte dem jungen Mädchen, das bediente, ein paar Groschen in die Hand und ließ sich den Weg ganz genau beschreiben.

Noch war's nicht allzu heiß. Die Landstraße lief gemächlich bergan. Durch zwei Dörfer kam sie. Überall auf den Wiesen klapperten die Mähmaschinen. Schwaben segelten durch die Luft, an den Obstbäumen an der Straße reiften Äpfel und Birnen. Als sie das zweite Dorf im Rücken hatte, sah sie am Hange des bewaldeten Bergfegels ein Schloß liegen, in einer Mulde durch die Bäume einige Häuser des Ortes. Auf einen kleinen Tanz mit ihrem Sohne war sie gefaßt. Das rührte sie nicht. Er war selbst daran schuld, wenn sie plötzlich vor seinem Bett stand. Warum sagte er nicht die volle Wahrheit? Und wenn es schlimmer kam, als sie sich vorgestellt, flog der Raumann. Daß er sich dumm gestellt und nichts hatte verraten wollen, war ihr gleich vollkommen klar gewesen. Und das gab eine Lehre für die ganze Familie. Es sprach sich herum. Arbeiter und Angestellte sollten ein für allemal wissen, daß sie nicht daran dachte, das Heft aus den Händen zu geben . . .

In der Laube an der Landstraße frühstückte der Raumann. Trotz des wunderschönen Morgens machte er ein unzufriedenes Gesicht. Nichtstun war noch lange nicht das Schlimmste. Aber die schönen Trinkgelder und der Tabak fehlten ihm. Was mochte nur vorgefallen sein zwischen seinem Herrn und den Damen im Schloß? Beim Abschied war man doch ungeheuer freundlich miteinander gewesen und jetzt kam die Baronesse nicht einmal mehr die Post holen. Dem Wirt war es auch aufgefallen, er hatte ihn schon verschiedentlich daraufhin angezapft, obgleich seine Antworten recht grob gewesen waren. Dieser neugierige Kerl! . . . Auf einmal pffiff er leise vor sich hin. Wahrhaftig, dort kam bei Tagesgrauen Frau Helmboldt anmarschiert! Gut, daß der wilde Wein um die Laube so dicht war. Er machte sich schleunigst aus dem Staube, sonst gab's ein peinliches Verhör. Rief durch den Wirtsgarten, über Wiesen, ein Stück den Bach entlang bis zu einer von Erlengebüsch dicht bewachsenen Stelle, dem Badeplatz der Dorfjugend. Drei Minuten später lag er im Wasser und ließ die Wellen über sich hüpfen. Lachte dazu. Ganz wohl war ihm freilich nicht zu Mute. Mochte nur sein Herr den ersten Ansturm aushalten. Sonst entlud sich der ganze Groll über sein unschuldiges Haupt. Also vor Eintreffen der Post erschien er ganz sicher nicht auf der Bildfläche. Bis dahin wollte Herr Helmboldt ja zurück sein. Unter dessen konnte seine Mutter getrost die Nase in jeden Winkel des Kraftwagens stecken, der stand sorgsam gereinigt in der Scheune . . . Nach dem Bade ließ er sich auf einer Wiese von der Sonne trocknen, zog sich an, schlug einen großen Bogen um das Dorf, ging in den Wald und sah sich den Betrieb im Steinbruch gründlich an.

(Fortsetzung folgt.)



S. O. S. ....

S. O. S. ....

Von C. F. Hiesgen.

Wenn im Herbst und Frühjahr die Stürme in den Kaminen der Städte heulen, dann brüllen und toben mit ungeheurer Gewalt Orkane gegen die Küsten des Festlandes. An solchen Tagen ist draußen auf dem Meere die Hölle los, und der Äther ist erfüllt von SOS-Rufen sinkender Schiffe und ihrer Menschen, die im wahnsinnigen Toben des Sturmes mit dem Meere um das Leben kämpfen.

Wie im Inland der Verkehr der Autobusse über die Landstraßen jagt, so gehen bei jedem Wetter die Fahrten der Dampfer von der Bistaya bis zum Kanal, von Boulogne sur Mer bis Southampton, durch die Nordsee, den Sund und die Ostsee hinaus bis zum Bottnischen und Finnischen Meerbusen. Es sind kleinere und größere Frachtdampfer, die im Küstenverkehr Kohlen und Erze, Getreide und Holz, Stückgüter und Lebensmittel aller Art von den Häfen Nordeuropas nach Südeuropa bringen oder holen. An den Küsten, wo das Meer mit seiner Sturmgewalt saugt und brandet, und Tiefen mit Sandbänken wechseln, sind die Gefahren für die kleineren Dampfer tausendmal größer, als auf dem schweren dünnenden, aber freien Meer. Meist sind es kleinere, ältere Frachtdampfer von zweitausend bis fünftausend Tonnen, die entlang der Küste fahren. Mancher Schiffsname, der heute noch stolz in den Schiffslisten geführt wird, wird nach einem halben Jahre mit einem Kreuz versehen und gesunken sein.

Der Orkan zerreißt die unendliche Wasserfläche zu Bergen und Tälern, und pflügt das Meer, daß sich die Wogen bis zu sechs und acht Metern heben und in gurgelnden Brechern senken. Dann rollt und schlingert das Schiff von einem Wellenberg zum anderen. Der Schiffskörper spielt wie eine Woge auf den Wellenkämmen auf und ab, und vom Kapitän bis zum jüngsten Schiffsjungen sehen sie alle Kräfte des Lebens gegen das Spiel des Todes. Geht der Kurs quer gegen die Wellen, steigt das Schiff mit voller Kraft die Wellenberge hinauf, schießt gleich in das Wellental hinab und saust schon wieder nach oben. Dabei steht oft die Schiffschraube sekundenlang in der Luft und schrillt markerschütternd im Leerlauf durch das ganze Schiff.

„Über Bord gespült!“ berichtet eine kurze Zeitungsnotiz von einem Schiffsunfall auf hoher See und meldet vielleicht, daß der Matrose bei der Sicherung einer geloderten Dedlast vom Schiffsdeck fortgesetzt wurde. Mit Stahlrosten gesicherte eigene Eisenbahnschwellen, eine ganze Dedlast Feringssäfer oder Hunderte von Kubikmeter Grubenholz reißt der Orkan vom Schiffsdeck los, und wer von der Schiffsbesatzung dazwischenfällt, der greift nach keiner Fangleine und nach keiner Schwimmweste mehr.

Wenn durch die fortgerissenen Ladungen das Schiff weniger belastet ist, und sich höher aus dem Wasser hebt, bieten die Schiffsaufbauten der erbarmungslosen Gewalt des Sturmes noch mehr Angriffsflächen. Dann krachen und splintern die Deckaufbauten in ihrer Verzimmerung. Die Köpfe der Mieten springen fort, und ein Knirschen und Reissen geht durch das Schiff. Wenn dann der Sturm die Rettungsboote gegen die Schiffswand krachen läßt, die Ladung in den Schiffsräumen hin und her geworfen wird und in unablässigen Stößen gegen die Schiffswände rammt, daß die Schiffsplatten sich lodern und led springen, dann ist die Luft erfüllt vom S. O. S. — S. O. S.

Begleitet Schnee oder Regen den Orkan, dann genügt eine Steuerfahnen, um ein solches Schiff in wenigen Minuten in die Tiefe zu ziehen.

Ringsum an allen Küsten, oben in Irland und unten am Kap Finisterre, in der Bretagne und Normandie, im Schärenbereich des Sundes und entlang der deutschen Küsten stehen wie Kirchen in Einsamkeit und Armut die Bootshäuser der „Gesellschaft zur Rettung Schiffsbrüchiger.“ Auf hölzernen Türmen stehen ihre Seezeichen wie Finger über dem Küstenstrich.

Wenn der Orkan seine Orgel dreht und das Meer in weißer Wut aufkocht, dann ziehen sich die Furchen und Falten tiefer in den verwitterten Fiskergesichtern.

Ist das letzte Licht im Dorfe verloscht, stehen sie mit ihren vergitterten, schweren Sturmlichtern auf dem höchsten Dünenkamm. Leuchtfeuer zuden meilenweit ihre winzigen Lichter über die heulende Finsternis des Meeres. Der Sturm peitscht den feinen Sand hoch gegen ihre Leiber. Auf einem der Wellenberge tanzt der kaum sichtbare Widerschein des fernen Leuchtfeuers und zuckt unaufhörlich. Mit gespannten Kiefern stoßen die Fiskergesichter tiefer in das Dunkel. Das Licht kommt in den Wellen deutlich hoch und blüht das Notsignal ... — S. O. S.

Schredlich bläht das Nebelhorn seinen langgezogenen, unheilvollen Ton und alarmiert das Dorf. Der Standort

des hilfeschuchenden Schiffes ist schwer zu bestimmen. Die Nacht ist undurchdringlich schwarz, und der Sturm brüllt, daß die Küste unter der donnernden Brandung zittert. Mit brennenden Fackeln kommen sie aus den Fiskerhütten gerannt. Der Feuerchein läßt die Schiffsbrüchigen ihren Notruf schneller geben.

In dem Gischt und Schaum des brandenden Elementes faßt der Motor des Rettungsbootes seine Kraft. Bis tief in die Brandung hinein stemmen und schieben helfende Arme das Boot gegen den Sturm, bis die erste Woge es packt. Hoch stehen die Seitenlichter über der Brandung und schießen hinab, verschwinden und fliegen wieder hoch.

Die Tonleiter des Orkans steigt in die höchsten Lagen. Erst in der Tagesdämmerung, als die Fischer am Strande einen kleinen Frachtdampfer nahe der Küste erkannten, kam das Rettungsboot zurück. Die Frau des Kapitäns und zwei Heizer mit verbrühten Armen brachte es durch die Brandung. Auf dem Frachtdampfer war in der Nacht das Sicherheitsventil bei voller Maschinenkraft unter den Stößen der See herausgesflohen. Der ausströmende Dampf verbrühte die Heizer, die den Schaden reparieren wollten. Mit dem ausströmenden Dampf verlor das Schiff seine Kraft und trieb vor dem Sturme an Land. Im Morgengrauen hob sich der kleine Dampfer mit seinen zerfallenen Aufbauten dunkel aus der Brandung. Die See warf das Schiff von Stunde zu Stunde höher auf die Sandbank. Der Kapitän gab mit seinen Matrosen das Schiff noch nicht verloren. Als aber der Orkan das Schiff nach vierundzwanzig Stunden in zwei Teile brach, mußten die Fischer den Raketenapparat am Strande aufbauen. Dreihundert Meter lag das Schiff vom Strande entfernt. Signale verständigten den Abschuß, und mit scharfem Knall sauste die Rakete mit der Rettungsleine hinüber. Vom zerfallenen Maststumpf, daran die Rettungsleine befestigt wurde, schwebten die Schiffsbrüchigen einer nach dem anderen über die tobende Brandung an Land.

Aberall in der ganzen Welt, an allen Küsten aller Kontinente, erkennen diese einfachen Menschen das S. O. S. im Orkan des Meeres mit feinerem Gehör und schärferem Auge, als wir Städter allesamt das S. O. S. der Straße, von gegenüber oder nebenan begreifen!

## Musikus und Kompositur.

Von Julius Kreis.

Der alte Friedhof ist selbst zur Ruhe eingegangen. Verwitterte Steine, schlichte Grabmale aus Urgroßvaters Tagen tragen die Namen alter Stadtgeschlechter, künden da von einer ehrenfesten Bürgerfamilie, zeigen dort Wappen und Namen von Adelsgeschlechtern, reden von Gelehrten, Erfindern, Künstlern, Würdenträgern aus der Zeit des ersten Ludwig. In diesem alten Friedhof ruht auch an sonnigen Tagen über Busch, Baum und Stein stille, tiefe Dämmerung.

Abseits im verlorenen Mauerwinkel steht ein eisenumranktes, rostiges Kreuz aus Schmiedeeisen.

Wind und Wetter haben es zur Seite geneigt, kaum ist auf dem fleckigen Tafelchen noch der Name zu lesen. Bruchstücke davon sind noch erhalten, darunter steht in altmodischen, kuralen Buchstaben „Musikus und Kompositur.“ Auf dem Hügel wuchert Gras und Kraut, Moos wächst über dem zerbröckelten Weibbrunnensessel. Der Wind spielt die dünnen Blätter darüber weg, schwankte Weidenzweige streicheln das verrostete Eisen.

An diesem Grab ist's einsam, auch wenn die Gräber ringsum von den Enkeln und Nachfahren besucht und geschnitten werden. Vom Musikus und Kompositur weiß keiner mehr. Die frischen, fröhlichen Mädchen im Musselkleid, denen er damals im wohlhabenden Bürgerhaus zu Polka und Mazurka aufgespielt hat, sind schon längst um ihn her seine Nachbarn geworden. Die Blätter mit den vielköpfigen kleinen Liedern und Tänzen, von emsiger Hand geschrieben, sind vermodert, verweht, vergessen, so sorgsam und liebevoll auf jedes das „opus“ geachtet war, in der leisen Hoffnung auf ihren Flug ins Große, und Bleibende.

Ein Trüppchen Kinder wandert mit schauhungrigen Augen die geschmückten Gräber entlang. Sie kommen nach manchem Hin und Her an das verwitterte Kreuz. Ein Mädchen, mit einem grünen Busch in der Hand, sagt zu den Kameraden: „Da schau her, da is eins, das hat gar nichts gekriegt“, und steht — verspielt und mitleidig zugleich — ein Bündel Tannenteis ins Gitterwerk des armen Grabes.

Gegen Abend, wenn sich der Friedhof leert, sitzt ein kleiner, zurückgebliebener Fink auf dem Kreuz. Den hat das frische Stückchen Grün gelockt, und er pfeift zwei, drei zage Pfifflein vor sich hin — über dem Musikus und Kompositur.



## Elefanten belieben zu scherzen.

**Diebstohlen und Schlüsselbeinbruch. — Freundschaft zwischen Dicksäutern und Kotzleichen. — Warum Oliver das polizeiliche Notizbuch frag.**

Von Harris Bradett.

Ein Elefant im Londoner Zoo meinte es ohne jeden Zweifel recht gut mit seinem Wärter, als er kürzlich den Mann mit seinem Rüssel umfing und liebevoll an sich preßte. Das sollte sicher der Dank für einen besonderen Lederbissen sein, den der Wärter ihm eben zugefickt hatte. Machten es nicht viele Menschenpärchen, wenn sie einmal allein vor seinem Gehege standen, ebenso? Nur daß sie statt des Rüssels die Vorderbeine nahmen.

Für den Wärter freilich war die Umarmung mehr ehrenvoll als angenehm. Denn sie trug ihm ein gebrochenes Schlüsselbein und ein paar gequetschte Rippen ein. Aber deshalb ist er seinem Pflegebefohlenen noch längst nicht gram.

Eine merkwürdige Geschichte, die lebhaft an die von Androkles und seinem Löwen erinnert, ist die vom Zirkus-elefanten und dessen Freund. Sie trug sich vor einigen Jahren in Indien zu. In einer der dortigen Großstädte gab ein Wanderzirkus eine Vorstellung. Ein Elefant hatte eine Nummer hiervon allein zu bestreiten. Gravitatisch betrat er den Ring und machte, „um sich den Herrschaften zu zeigen“, erst einmal die Runde. Dabei schien er sich für die Zuschauer ebenso zu interessieren wie diese für ihn. Plötzlich blieb er aber stehen, was nicht zum Programm gehörte, starrte mit allen Anzeichen freudigen und etwas ungläubigen Erstaunens einen Inder an, der auf einem billigen Plah für drei Anna saß. Dann trat er vorsichtig zwischen die ersten Stuhlreihen, streckte seinen Rüssel aus, packte den Mann und setzte ihn behutsam auf einen leeren Sitz für eine Rupie, den besten Plah, den es im Zirkus gab. Anscheinend hoch befriedigt vollendete der Dicksäuter seinen Rundgang und bestritt seine Programmnummer.

Natürlich hatte der merkwürdige Vorgang helle Aufregung hervorgerufen. Der Inder wurde mit Fragen bestürmt. Schließlich erfuhr man, daß auch er den Elefanten wieder erkannte, dem er früher während dessen Dienstzeit als Arbeitselefant auf einer Pflanzung öfters kleine Lederbissen zuteilte. Allem Anschein nach hatte das Tier begriffen, daß es ein Vorzug sein mußte, in der ersten Stuhlreihe des Zirkusses zu sitzen. So hatte er seinem alten Bekannten den Dank für genossene Wohlthaten abtatten wollen.

Rhartoum, der größte Elefant der letzten Zeit, der kürzlich im Alter von nur 29 Jahren im New Yorker Zoo einging, war im Gegensatz zu seinem indischen Vetter ein ausgesprochener Menschenhasser. Als Dreijährigen hatten ihn Amerikaner im Sudan gefangen. Er konnte also noch nicht viel Erfahrungen mit den Menschen gemacht haben. Und doch enttäuschte er durch seine Haltung alle Hoffnungen. Er wollte in seinem Gehege nichts von den Menschen wissen, und sein Wärter durfte sich zu ihm wagen. Er verbrachte die Jahre seiner Gefangenschaft damit, daß er allen Besuchern die breite Rückseite zeigte und sich nicht von der Stelle rührte. So war es auch kein Wunder, wenn er an Herzverfettung starb.

Doch auch Rhartoum war nicht ohne alle Freunde. Er bewirtete in seinem Elefantenhaus ständig ein paar Kotzleichen, die sich unter dem Dach ihre Nester gebaut hatten. Seine einzige Freude auf dieser jammervollen Welt schien es zu sein, diese zerbrechlichen Nesterchen mit seiner Rüsselspitze zu betasten. Er beschädigte sie aber niemals, und die Kotzleichen zeigten nicht die geringste Angst vor dem riesigen Dicksäuter.

Wenn Elefanten öffentliche Straßen benutzen, so ist das in unseren Zeiten steigenden Verkehrs immer eine tückische Sache, besonders bei Nacht. Da die Dicksäuter keinen natürlichen Rückstrahler haben, gerieten in Indien oft genug Radfahrer und Kraftwagen mit den massiven Rührseilen friedlich heimtrottender Elefanten in unangenehme Berührung. Um dies in Zukunft zu vermeiden, schrieb das englische Gouvernement auf Ceylon vor etwa drei Jahren vor, sämtliche Elefanten müßten nach Einbruch der Dunkelheit auf öffentlichen Straßen mit einer Laterne am Schwanz versehen werden.

Leider hat diese weise Verfügung in Brasilien keine Geltung, sonst wäre nicht vor einiger Zeit in einer dortigen Großstadt ein Zusammenstoß zwischen einer Straßenbahn und einem weiblichen Zirkuselefanten vorgekommen. Die Straßenbahn rannte in der Dunkelheit und auf abschüssiger Straße von hinten in die dicke Dame hinein, die eben in Begleitung ihres Ehemanns durch die Stadt geführt wurde.

Das Weibchen quiekte vor Schreck, stolperte ein paar Schritte und legte sich dann stöhnend auf die Seite.

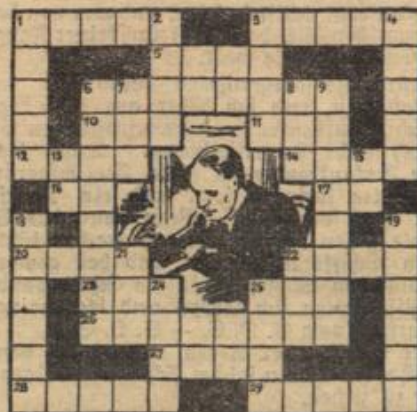
Damit war das schönste Verkehrshindernis geschaffen. Denn das Weibchen war entweder tot oder zum mindesten bewußtlos, und das Männchen ließ niemand an seine gefährliche Hälfte herantreten. Auch den Bemühungen der Feuerwehr leistete es wütenden Widerstand. Man war schon verzweifelt und wußte nicht, wie man das Hindernis aus dem Wege räumen sollte, das nun schon über eine Stunde den Verkehr vollkommen lahm legte, als das Weibchen plötzlich wieder zum Leben erwachte, aufsprang und nach freudiger Begrüßung durch den Gatten dem Wärter ruhig folgte. Allgemein wurde behauptet, die Elefantendame habe die Ohnmacht nur gut gespielt, um sich an den Menschen für den empfindlichen Stoß in die Rückseite, zu rächen.

Auch Oliver, der Elefant eines englischen Wanderzirkus, scheint vom modernen Verkehr nicht reiflos entzückt zu sein. Sonst hätte er sich nicht vor wenigen Tagen in Richmond einen kleinen Streich geleistet. Er trotzte im Verlauf eines Propagandamarshes mit anderen „Nummern“ des Zirkusses hinter seinem Wärter her durch die Stadt. An einer Straßenkreuzung wurde der Zug, mit Oliver an der Spitze, durch einen Verkehrsschuhmann aufgehalten, weil einigen Kraftwagen das Vorfahrtsrecht zustand. Oliver aber schien die Verkehrsregeln nicht zu kennen, denn er kümmerte sich nicht um die erhobene Schuhmannshand, sondern trottete weiter, der Wärter mit ihm. Beide blieben erst mitten auf der Kreuzung stehen, nachdem sie den Verkehrsposten schon beinahe umgerannt hatten. Der zog nun die Stirn in amtliche Falten und sein großes Notizbuch aus der Tasche, wollte zu schreiben beginnen: „Name?“

Entweder verstand nun Oliver die Sache falsch und hielt das Notizbuch für einen Lederbissen, oder er wollte sich rächen. Auf jeden Fall streckte er den Rüssel vor, nahm dem verdutzten Schuhmann das Notizbuch mit samt dem Bleistift und einigen Strafmandaten, die der Polizist nach seinem Dienst verteilen sollte, aus der Hand und verschluckte alles auf einmal.

Dann ging er ruhig weiter, und der Schuhmann konnte nichts Besseres tun, als herzhaft in das Gelächter aller Zuschauer einzustimmen. Wie sollte er auch den Elefanten ohne Notizbuch auffressen?

## Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Zutritt. 3. Insel im Mittelmeer. 5. Mädchenname. 6. Hautkrankheit. 10. Die Welt. 11. Sommerliche Erfrischungspeise. 12. Ostindischer Halbaffe. 14. Vorname. 16. Lateinisch und. 17. Doppelsonnant. 20. Flaschenverschluß. 22. Pflanze. 23. Selten. 25. Wie 8 senkrecht. 26. Sinngedicht. 27. Altes Wort für Lohn. 28. Prophet. 29. Erträumtes Vorbild. — Senkrecht: 1. Hunderrasse. 2. Schillerische Figur. 3. Aberlieferung. 4. Arabischer Alt. 6. Erdgeschloß. 7. Biblische Gestalt. 8. Südamerikanische Stadt (abgekurzt). 9. Sternforscher. 13. Umlaut. 15. Treppe (abgekurzt). 18. Baum. 19. Atherisch. 21. Geographische Bezeichnung. 24. Schadhafte Stelle. 25. Bayerische Spezialität.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 5: Waagerecht: 1. Tee. 3. Man. 6. Erde. 7. Es. 10. Amor. 14. Vera. 16. To. 18. Da. 19. Ad. 20. Heu. 21. Ort. — Senkrecht: 1. Telepath. 2. Er. 4. Ad. 5. Neustadt. 7. Ems. 8. SO. 11. Ap. 12. Da. 13. Ara. 15. El. 17. De. 19. Ar.